

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 8

Artikel: "Arme Leute" : Erzählung
Autor: Tolstoi, Leo / Hugo, V. / D.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666679>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

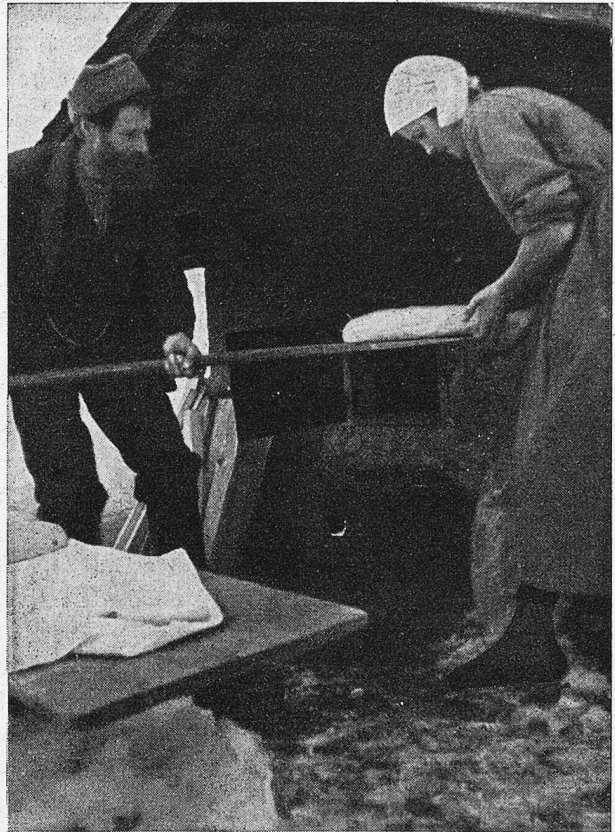
Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die ganze Nacht auf. Erst sitzen wir ruhig plaudernd zusammen. Dann aber wird unser Hütentisch zur Liedertafel, und geführt von unseren doctores, werden alle die Studentenlieder gesungen. Ich glaube, wir haben in dieser Nacht beinahe den ganzen Kantusprügel durchgenommen. Zwischen hinein lassen wir auch wieder unsere Gläser auf ein fröhliches Leben und treue Kameradschaft erklingen.

Am nächsten Morgen, dem ersten Morgen im neuen Jahr, liegen noch die meisten von uns mit einem etwas bössigen Kopf im Bett, als die Schulkinder mit einem Neujahrsständchen aufwarten.

„Gesundheit, Gesundheit und ein wenig Glück,“ wiederholen sie vielstimmig in einem kanonartigen Gesang. Ohne jede Scheu stehen sie vor dem Haus und bringen ihren Neujahrsgruß. Es ist dies hier ein alter Brauch, und ebenso ist es Brauch, daß jedes Kind einen Zehner erhält, und die beiden Ältesten, die das letzte Mal mitsingen, einen Zwanziger. Wir sitzen bereits beim Frühstück, und noch immer hören wir durch die Morgenluft die hellen Stimmen vom nächsten Hof herüberschallen: „Gesundheit, Gesundheit und ein wenig Glück.“



Backen des Brotes.

„Arme Leute“.

Erzählung von Graf Leo Tolstoi. Nach einem Thema von B. Hugo.

In ihrer Hütte am Feuer sitzt Jeanne, die Frau eines Fischers, und flickt ein altes Segel. Draußen pfeift und heult der Wind, es dröhnen die Wogen, an die Ufer schlagend und sich brechend. Es ist kalt und finster, ein Sturm wütet auf dem Meer, doch in der Hütte ist es warm und heimelig: der Lehmbooden ist rein gefegt, im Kamin — die Glut noch nicht erloschen, von der Borde herab blinkt blankes Kochgeschirr. Im Bett, über das der weiße Vorhang niedergelassen ist, schlafen fünf Kinder, gewiegt vom Geheul des stürmenden Meeres. Der Fischer selbst ist am frühen Morgen mit seinem Boot ins Meer zum Fang ausgefahren und noch nicht zurückgekehrt. Die Fischerin hört das Dröhnen der Wogen, das Heulen des Windes, — unheimlich wird der armen Jeanne!

Die alte hölzerne Uhr schlägt mit heiserem Baß zehn, dann elf... der Mann ist noch immer nicht gekommen. Jeanne verfällt in Nachdenken. Ihr Mann schont sich nicht, trotz Frost und Sturm geht er hinaus auf Fischfang. Sie selbst

ist vom Morgen bis in die Nacht hinein an der Arbeit, und mit welchem Erfolg? Daß sie kaum genug zu essen haben! Den Kindern fehlt Schuhzeug: Sommers und Winters laufen sie barfuß, nie bekommen sie Weizenbrot zu essen, gut — wenn es zum Roggenbrot reicht! Fisch und Brot — mehr gibt es nicht. „Gott sei bedankt, daß sie noch alle gesund sind, man dürfte nicht klagen“, bedenkt Jeanne und lauscht wieder auf das Geheul des Sturmes. „Wo mag er sich jetzt befinden? Erhalte ihn Gott, errette ihn und sei ihm gnädig!“ spricht sie laut vor sich. Zum Schlafengehen ist es zu zeitig, sie steht auf, schlägt ein warmes Tuch über den Kopf, zündet die Laterne an und geht hinaus auf die Straße, um Ausschau zu halten, ob das Meer ruhiger wird, ob die Lampe des Leuchtturms brennt, ob das Boot ihres Mannes nicht zu sighten ist. Doch es zeigt sich nichts auf dem Meer. Der Wind sucht ihr das Tuch fortzureißen... da fällt es Jeanne ein, daß sie zur kranken Nachbarin wollte, um zu erkunden, wie es der gehe. „Niemand ist da, nach

ihr zu schauen", denkt Jeanne und klopft an die Tür, — keine Antwort! „Bös ist die Lage einer Witwe, — wenn auch sie nicht viele Kinder hat, nur zwei, muß sie doch alles allein besorgen! Und jetzt noch die Krankheit dazu!" Sie klopft nochmals und stößt dann die Tür auf... Feucht und finster ist es in der Hütte, Jeanne hebt die Laterne, Umschau zu halten, — ihr erster Blick fällt auf das gerade gegenüber der Tür stehende Bett, darauf — sie, die Nachbarin, auf dem Rücken lang ausgestreckt, ruht, still und bewegungslos, wie nur Tote zu liegen pflegen. Der Kopf nach hinten überhängend, auf dem Gesicht — die Stille des Todes. Und neben der toten Mutter — die beiden Kleinen, lockig, dickwangig, mit alten Kleidungsstücken zugedeckt, zusammengekauert, schlafend, dicht aneinandergedrängt mit ihren blonden Köpfchen. Es schien, als ob die Mutter, sterbend, noch vermocht hätte, ihnen die Füßchen mit einem alten Tuche zuzudecken und ihr Kleid über sie zu werfen. Der Atem der Kinder geht ruhig und gleichmäßig, sie schlafen fest und süß. Jeanne hebt die Wiege auf, breitet ihr Tuch darüber und trägt sie in das eigene Haus, ohne zu wissen, warum sie das tut, doch sie fühlt, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, anders zu handeln. Sie legt die schlafenden Waisen aufs Bett zu den eigenen Kindern und zieht rasch den Vorhang

wieder zu. Sie ist blaß und unruhig, als plage sie das Gewissen: „Was wird er dazu sagen? Kein Spaß — fünf eigene Kinder! Hat er mit denen etwa zu wenig Sorgen? Horch — da kommt er! Nein, noch nicht! Warum habe ich sie zu mir genommen! Er wird mich schlagen dafür, — habe es auch wirklich verdient... Da, jetzt ist er es... Nein, Gott sei Dank, noch nicht... Es kreischt die Tür, Jeanne erhebt sich vom Stuhl... es war eine Täuschung.

Der Regen hat aufgehört, es graut der Morgen, noch immer dröhnt der Wind, und das Meer stürmt nach wie vor... Auf einmal geht die Tür auf, ins Zimmer dringt ein Stoß frischer Seeluft, ein stämmiger, sonnverbrannter Fischer, nasse, zerrissene Netze nach sich schleifend, tritt herein mit den Worten: „Da bin ich, Jeanne." Jeanne steht vor ihm und wagt nicht, ihre Augen zu ihm aufzuschlagen. „War das eine Nacht! Schauerlich!" „Ja, entsetzliches Unwetter! Wie war der Fang?" „Schlecht, ganz schlecht! Nichts gefangen, nur die Netze zerrissen. Gott sei gedankt, daß ich heil ans Land gekommen, — und was hast du hier ohne mich gemacht?" Der Fischer läßt sich am Kamin nieder.

„Ich?" antwortet Jeanne, blaß werdend: „Ich saß, flichte... der Wind heulte, mir war so bang... ich fürchtete deinetwegen..." Beide



Das Neujahrsständchen.

schweigen, dann beginnt Jeanne von neuem: „Die Nachbarin Simone ist gestorben. Weiß nicht mal wann, wahrscheinlich schon gestern Abend. Schwer muß ihr das Sterben gewesen sein, wegen der Kinder tat ihr das Herz wohl weh, — zwei kleine Würmer... das eine spricht noch nicht, das andere fängt gerade zu kriechen an.“ Sie schweigt, des Fischers Gesicht verdüstert sich, wird ernst und sorgenvoll. Den Kopf krauend, sagt er: „Was ist weiter zu machen! Wir werden

uns ihrer annehmen müssen. irgendwie kommt man schon durch. Wie würde es sie erschrecken, neben der toten Mutter aufzuwachen! Also — geh, hol sie schnell!“

Doch Jeanne rührte sich nicht vom Fleck.

„Wie, du willst nicht? Was fällt dir ein, Jeanne! Du willst nicht hinübergehen?“ „Nein,“ antwortet Jeanne und lüftet den Bettvorhang: „Ich gehe nicht! Hier sind sie ja!“

Übertragen von D. F.

Gefrorene Fenster.

Einst war der Winter doch von andrer Art,
Als jezt er ist, streng trat er auf und hart;
Und wenn es schneite, schneit' es Berge Schnee,
Und wenn es fror, so tat es tüchtig weh.
Wie lange blieben doch die Fenster dicht
Gefroren einst! Dergleichen weiß ich nicht
Von späterer Zeit, doch aus den Kindertagen
Von kalten Wintern kann ich etwas sagen.

Was war es für ein wunderbarer Flor,
Der an den Fensterscheiben schoß empor!
Akanthus ähnlich, Distelblattgebilde,
Wie schöner kaum es sproßt auf dem Gefilde,
Und Spitzenwerk dazu, wie kund'ge Hand
Es zarter nicht gewirkt hat in Brabant.
Der Winter ist — fast glaub' ich's — jezt nicht mehr
So kunstreich, wie einstmal's gewesen er.
Er kann nicht mehr so wunderbare Sachen
An Eisarbeit auf Fensterscheiben machen.

Ja, lange Zeit war man im Zimmer so
Wie eingesperrt, und dennoch blieb man froh.
Wollt man einmal hinaustun einen Blick,
Macht man am Ofen warm ein Pfennigstück,
Das ward dann an das Fenstereis gehalten;
Es pflegte gar so hurtig zu erkalten,
Daß man's erwärmen mußte öfters noch,
Bevor entstanden war ein rundes Loch.
Durch solch ein Guckloch blickte man hinaus:
Wie wunderselt'sam sah es draußen aus!
Weiß alles, weiß! Dazu vielleicht zu sehen
Auf weißem Grunde ein paar schwarze Krähen.
Und während man noch durch das Guckloch sah,
Verschwand das Bild schon, das noch eben da,
Weil sich davor — wie rasch war er gewoben! —
Ein Schleier von Kristallen schon geschoben,
Schön anzuschauen und unsäglich fein. —

Wie war die Welt so enge und so klein!
Klein, aber hübsch! Was war's für ein Vergnügen,
Am kalten Morgen warm im Bett zu liegen,
Wenn Feuer angemacht im Ofen war!
Das bullerte darin so sonderbar,
So traulich doch. Am Tage fand sich dann
Genug zu tun: man sah so lang sich an
Die Bilderbücher, bis daß sie zergingen
Und nur sehr lose noch zusammenhingen;
Man stellte auf die Tierchen, die vorhanden,
Bis sie nicht fest mehr auf den Beinen standen,
Weil Bein auf Bein — man wußte selbst nicht, wie —
Verloren ging. Sehr traurig war's für sie.
Mit Märchen, die man sich erzählen ließ,
Ging hin die Zeit — sehr lustig war auch dies.
So vor dem Winter nie ward einem bange,
Doch das ist wahr: hart war er und blieb lange.

Dann plötzlich — deutlich noch erinnr' ich mich —
Hieß es: „O seht, die Fenster rühren sich!
Es taut, es taut! Nun wohl, es ist ja Zeit,
Der Winter weicht, der Frühling ist nicht weit.“
Und wenn es taute, taut' es gleich mit Macht;
Mitunter kam der Westwind in der Nacht,
So daß die Flut, die von den Fenstern floß,
Sich auf die Dielen unbemerkt ergoß,
Und morgens war das Zimmer überschwemmt
Von Strömen, die rechtzeitig nicht gehemmt.

Und wenn es einmal war so weit gekommen,
Schien auch dem Winter seine Macht genommen.
Dann sproßt' auch schon empor das junge Grün,
Und überall schon fing es an zu blühn:
Goldsternchen erst im zarten Grase blinkten,
Dann Anemonen, die weiß schimmernd winkten,
Ritschblütenschnee, in Flocken ausgestreut.
Auf einmal dann wie war die Welt so weit!

Johannes Trojan.